

Nr. 50. Posen, den 16. Dezember. **1894.**

Ein Bote des Christkinds.

Eine Weihnachtsgeschichte von Etmar Weidrod.

Die Christnacht brachte dies Jahr stürmisches, regnerisches Wetter. In den engen Straßen des Dorfes machte sich das nicht so fühlbar, die Häuschen standen alle dicht aneinander gedrängt, und um ihre niedrigen Dächer konnte der Sturm nicht so toben; anders aber verhielt es sich mit dem abseits und einsam liegenden Herrenhause, um dessen hohe, geschnörkelte Giebel der Wind von allen Seiten brausen und durch dessen zahlreiche, seltsam verzierte Schornsteine er bis in die großen, düsteren, menschenleeren Gemächer hineinfahren konnte. Er machte auch von seiner Freiheit ausgiebigen Gebrauch; er schlug den Regen gegen die hohen Bogenfenster, er rüttelte an den morschen Fensterladen, er warf lose Schieferstücke des Daches hinunter auf die steinerne, mit welken Blättern bedeckte Terrasse, er ließ die alten, blätterlosen Bäume des öden Parkes ächzen und krachen. Es war, als wollte er durchaus mit allem erdenklichen Lärm die Bewohner des alten Herrenhauses aufrütteln, beunruhigen, sie in ihren stillen Beschäftigungen und in ihrem düstern Grübeln stören und sie ans Fenster locken, damit sie im fernen Dorfe die vielen kleinen Lichter aufblitzen sehen und gleichfalls daran denken sollten, sich einen Christbaum zurecht zu machen.

Es war nicht ganz unbewohnt, das alte, gräfliche Haus, aber so weitläufig, daß die beiden Menschen, die darin vor ungefähr zwei Jahren hineingezogen waren, nachdem es jahrelang leer gestanden hatte, seine öden Räume nicht belebten. Im Erdgeschoß wohnte die alte, mürrische Frau, die den Haushalt zu besorgen hatte, sich aber alles von auswärts kommen und sich niemals im Dorfe blicken ließ. Oben wohnte ihr Herr, der Graf, dem das Dorf und das ganze große Gut gehörte, und der zwar noch nicht alt war, wie seine Hausgenossin, aber ebenfalls das Leben eines Einsiedlers führte. Auch ihn kannten die Leute im Dorfe nur vom Hörensagen und vom flüchtigen Sehen, wenn er in seltenen Fällen auf seinen einsamen Spaziergängen in die Nähe des Dorfes kam. Er pflegte zwar auf den Gruß der Vorübergehenden höflich zu danken, aber er redete niemand an, auch diejenigen nicht, die früher seine Spielgefährten gewesen waren, als seine Eltern noch mit ihm das alte Herrenhaus bewohnten, und der große Park, und die breiten, hallenden Gänge von spielenden, lärmenden, fröhlichen Kindern belebt waren.

Damals hatte es auch nie ein Christfest ohne Weihnachtsbaum gegeben! .... Im großen, glänzend ausgestatteten Saale des Erdgeschosses ließ die Gutsherrschaft den Dorfbewohnern und der Dienerschaft bescheren, oben aber, in dem traulichen Wohnzimmer der Gräfin, brannte ein von ihr selbst geschmücktes Bäumchen, und da lagen die Gaben, mit denen sie Gatten und Sohn erfreute.

Der jetzige Graf war in diesem Hause geboren, als er aber sieben Jahre alt geworden war, zogen seine Eltern mit ihm in die weit entfernte Hauptstadt, um ihn besser erziehen zu können. — Und den freundlichen, lebenslustigen, aufgeweckten Knaben sahen nach dreißig Jahren die Dorfbewohner zurückkehren als einen düstern, menschenscheuen, verbitterten Mann. Er hatte schwere, stürmische, ja blutige politische Kämpfe und Umwälzungen erlebt und mitgemacht, hatte sich mit Leib und Seele der Sache ergeben, die er für die gerechte hielt; aber er hatte es erleben müssen, daß Willkür und Unrecht siegten, daß seine Freunde leiden und zu Grunde gehen mußten, daß durch die Thorheit und den Eigennutz seiner eigenen Parteigenossen die edle Sache geschädigt und herabgewürdigt und den Gegnern eine Handhabe nach der anderen gegen sie gegeben wurde. Verhöhnt und verunglimpft von seinen triumphirenden Gegnern, die ihn durch geringschätzende Begnadigung wohlberechtigterweise tiefer verletzt hatten, als wenn sie ihn das schwere Geschick seiner Freunde hätten theilen lassen — verkannt von vielen seiner Freunde, von seinen abtrünnigen Parteigenossen mit den ungerechtesten Anschuldigungen überhäuft und noch obendrein im eigenen Familienkreise vom Unglück verfolgt, war er endlich froh gewesen, sich in die Abgelegenheit seines fernen Gutes zurückziehen zu können, und führte nun mit verbittertem, blutendem, vereinsamtem Herzen ein freudloses, düsteres Leben. Er hatte so viel Schlimmes von den Menschen erfahren, so viel Egoismus, Hartherzigkeit und Ungerechtigkeit, daß er nichts mehr von ihnen wissen wollte und sich scheu von jeglicher Berührung mit ihnen zurückzog. Nur durch völliges Absondern von der Außenwelt glaubte er sich vor neuen Kränkungen und bittern Erfahrungen schützen zu können; böse Absichten, Falschheit und Mitleidslosigkeit setzte er jetzt bei allen Menschen voraus.

In seine düstere Stimmung brachte auch der Weihnachtsabend kein Licht. Er war in das neben seinem Arbeitszimmer gelegene ehemalige Wohnzimmer seiner verstorbenen Mutter getreten und hatte der Weihnachtsabende gedacht, wo hier für ihn beschert worden war. Da stand noch der geschnitzte Spieltisch mit dem zierlichen Büchergestell, das beiseite geschoben wurde, um dem Christbaum Platz zu machen, dort noch die gestickte Fußbank, vor die er das hölzerne Pferdchen gespannt hatte, das er an dem ersten Christabend erhielt, den er mit Bewußtsein feierte, und das er grenzenlos lieb gehabt hatte; drüben am Kamin pflegte der Vater zu stehen, dort im Lehnstuhl die Mutter zu sitzen, beide mit glücklichem Lächeln und strahlenden Augen.

Er nahm eins der Bücher vom Gestellchen und, es aufschlagend, las er den Vers, auf den seine Blicke fielen:

Du krankes Herz, entfliehe
Dem treuen Arzte nur!
Es leitet sein Erbarmen
Ihn doch auf Deine Spur!
Verstoße ihn, verbirg Dich,
Ihn schreckt kein Hinderniß —
Er folgt Dir nach, er sucht Dich
Und findet Dich gewiß!

Er lächelte bitter und spöttisch; er konnte an einen liebenden und erbarmenden Gott so wenig mehr glauben, wie an liebende und erbarmende Menschen und, wie seine äußere Feier, so hatte das Weihnachtsfest auch seinen innern, tiefen Sinn für ihn verloren. Er legte das Buch auf den Tisch, ging in sein Arbeitszimmer zurück und warf sich in einen Sessel. Es wurde immer dunkler und dunkler, und der Wind heulte in immer kläglicheren Tönen.

In den Straßen des Dorfes wurde es öde; alle Leute hatten jetzt innerhalb der Häuser mit den letzten Vorbereitungen für das Christfest zu thun, denn in keiner Familie fehlte es an einem Weihnachtsbaum, und in keinem Herzen sollte es an der Weihnachtsfreude fehlen. Es war ein an Leib und Seele kerngesunder Menschenschlag, der in dieser Gegend wohnte, und es gab so wenig Arme in der Gemeinde, daß nur eine einzige Hütte bekannt war, in der am Weihnachtsabend nicht beschert werden konnte, deren Bewohner aber, ein elternloses junges Mädchen und ihr siebenjähriges Brüderchen, im Pfarrhause dennoch ein fröhliches Fest feiern sollten.

Ein Bäumchen aber hatte das junge Mädchen ihrem kleinen Friedel doch zurecht gemacht, und es wartete nur auf seine Rückkehr, um es anzuzünden. Es hatte die Pfarrerin gebeten, ihm Wachskerzen und Flittergold dafür zu schenken, und diese hatte im stillen gelacht, als nach kurzer Zeit der kleine Friedel mit derselben Bitte gekommen war.

„Friedel und Lina wollen sich gegenseitig überraschen," hatte sie zu ihrem Manne gesagt.

Der kleine Friedel wollte aber seiner Schwester kein Bäumchen putzen. Er hatte ganz andere Dinge im Sinne, und so großartig, so herrlich und doch wieder so wagehalsig kam ihm sein Plan vor, daß ihm das Herz klopfte, als er endlich an die Ausführung desselben ging. Er hatte nichts Geringeres vor, als dem vereinsamten Grafen, von dem er oft gehört hatte, daß er unglücklich und traurig sei, eine Weihnachtsbescherung zu bereiten, und zwar so heimlich, daß der Graf wirklich glauben sollte, das Christkindchen selber sei zu ihm gekommen. Friedel hatte in seinem jungen Leben schon oft genug erfahren, was es heißt, traurig sein; er hatte seine Eltern im Elend sterben sehen und, wenn es ihm auch besser ging, seitdem Lina mit ihm in dies Dorf gezogen war, wo man ihr Arbeit gab und ihr freundlich begegnete, so erlebte er es doch manchmal, daß sie weinte und sagte, sie fühle sich so schwach und hinfällig und wisse nicht, was aus ihm und ihr werden sollte, wenn sie krank würde. Ja, sie war oft traurig, und obgleich sie es, soviel sie konnte, vor ihm, ihrem Liebling, verbarg, so fühlte er es doch heraus. Und dabei hatte sie ihn doch und sagte es ihm hundertmal, daß er ihr Sonnenschein und ihr Glück sei — und der Graf hatte niemand!

Am Weihnachtsabend machte sich Friedel heimlich auf den Weg und, während Lina auf ihn wartete, um ihr Bäumchen anzuzünden, ging er trotz des stürmischen Wetters in den nahen Tannenwald, um sich dort einen Zweig zu holen, den er zum Christbaum herausputzen konnte. Sorgfältig trug er die Schätze, welche die Bescherung des Grafen ausmachen sollten. Es hatte viel Kopfzerbrechen und auch viele Mühe gekostet, ehe er darüber schlüssig geworden war, was er ihm schenken sollte. Ein Kästchen von glänzendem Blech, auf dessen Deckel sich als Fabrikmarke eine auf einem Löwen sitzende Gestalt mit einer Erdkugel befand, war zwar gleich anfangs dazu bestimmt worden, aber es mußte doch etwas in dem Kästchen sein. Friedel sammelte Schneckenhäuser, ganz große und winzig kleine, und ordnete sie hübsch hinein; dazu kam ein aus einem Pflaumenkern geschnitztes Männchen und ein Schiffchen aus buntem Papier. Einen ohne Rahmen über der Ofenbank hängenden, Isaak Newton darstellenden Kupferstich, der Friedel sehr gut gefiel, hatte er auf der Fensterscheibe durchgezeichnet und bunt bemalt; da er aber nur zwei Farben besaß, nämlich braun und roth, so wurde Newtons ganze Kleidung roth und Gesicht und Hände braun. Friedel hatte gehört, daß es auch braune Menschen gäbe.

Er nahm das alles mit in den Wald und brach dort mit großer Mühe einen Zweig ab, den er in eine mitgebrachte alte Flasche steckte und mit dem Flittergolde und den bunten Wachslichtern schmückte. Es war ein Glück, daß der Regen aufgehört hatte, denn Friedel brachte eine lange Zeit im Walde zu, mit seinem Bäumchen beschäftigt.

Ueber alles Erwarten gut gelang sein kühner Plan; unbemerkt konnte er in den Park, unbemerkt über die steinerne Terrasse in die hochgewölbte, öde Vorhalle gelangen. Dort mußte er sich aber eins seiner Kerzchen anzünden, denn es war stockfinster im Hause, und mit gesteigertem Herzklopfen schlich er an den dunklen Oelgemälden vorbei die breite Treppe hinauf. Oben angekommen horchte er lange, ob er kein Geräusch höre, kein Licht sehe; er hörte aber nichts, als das Brausen des Windes, und sah nirgends einen hellen Schein. Da öffnete er leise eine Thür und trat in ein Zimmer. Es war das ehemalige Wohnzimmer der verstorbenen Gräfin. —

Der Graf saß immer noch im Dunkeln in seinem Arbeitszimmer. Da gewahrte er plötzlich einen schwachen Lichtschein, der aus dem Schlüsselloche der Thür des Nebenzimmers zu ihm drang. Erst glaubte er an eine Täuschung, die seine durch die Erinnerungen des Christabends zu lebhaft erregte Phantasie ihm vorspiegele; als er aber auch leise Schritte und dann das Oeffnen und Schließen einer Thür vernahm, kam ihm ein ganz anderer Gedanke: Diebe! . . . Diebe, die ihn gleich allen anderen Leuten mit Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste beschäftigt glaubten und die dunkle, stürmische Nacht benutzen wollten, um ihn zu bestehlen. Er sprang auf, riß seinen geladenen Revolver von der Wand und eilte, da er die Schritte jetzt im Gange hörte, dorthin. „Wer ist hier?" rief er.

Friedel, der im Dunkeln die Treppe nicht wiederfinden konnte, blieb erschrocken stehen und gab keine Antwort.

„Antwort, oder ich schieße!" rief der Graf und, da Friedel nun aufs Gerathewohl vorwärts lief, so schoß er in der Richtung, wo er die Schritte hörte. Der Knall des Schusses und ein leiser Aufschrei ertönten gleichzeitig; der Graf hörte das Geräusch eines Falles und dann den kläglichen, jammernden Ausruf einer Kinderstimme: „Ich blute! Ich blute!"

Der Graf erschrak, als er hörte, daß es ein Kind war. Er rief nach Licht, aber die alte Dienerin hatte im Keller zu schaffen und hörte ihn nicht. Da tastete er sich zu der Stelle hin, wo er das Kind weinen und wehklagen hörte, nahm es in die Arme und schritt auf das Zimmer zu, wo er noch immer den Lichtschein sah.

Beim Eintreten aber blieb er wie angewurzelt stehen: da stand auf dem Tische mit dem Büchergestell ein brennendes Christbäumchen! . . . Freilich nur ein kleiner Zweig, aber er verbreitete doch Tannenduft, Lichterglanz, es war doch Weihnachten! . . . Ach, nun merkte der Graf, was die vermeintlichen Diebe da drin gethan hatten! Aber er hatte weder Zeit noch Ruhe, darüber nachzudenken.

(Schluß folgt.)

Epheu.

Novelle von Gustav Müller-Mann.

(Schluß.)

Als ich eines Tags unten in Montreux Einkäufe von neuen Kotillon-Ueberraschungen gemacht hatte, gewahrte ich plötzlich in der Ferne einen Mann auf mich zukommen, der mir von Weitem äußerst bekannt erschien. Wachte ich denn, war es ein Trugbild meiner gequälten Phantasie? Nein instinktiv stellte ich mich vor einen der zahlreichen Läden und ließ ihn vorüber, ohne daß er mich bemerkt hätte — kein Zweifel, ich hatte mich nicht getäuscht, es war mein größter Feind, der ahnungslos vor mir

schritt, bepackt mit Packeten, wahrscheinlich seinem Heim zu — es war der Vormund meiner Doris. Wie ein Dieb, in steter Gefahr, von ihm ertappt zu werden, schlich ich ihm vorsichtig nach und sah ihn bald in einem äußerst vornehmen Haus mit großem daranliegenden Garten außerhalb der Stadt verschwinden. Als ich mich überzeugt hatte, daß ich unbemerkt geblieben war, nahm ich meine Entdeckungsreise wieder auf, zunächst dem großen nach der Straße zu liegenden Garten meine Aufmerksamkeit zuwendend. Hierbei stieß ich auf eine ganz versteckt am Zaun liegende, mit wildem Wein bewachsene Laube und als ich mich langsam näherte, gewahrte ich darin eine Frauengestalt über ein Buch gebeugt — es war meine Doris. Ich war wie gelähmt, denn nun hatte ich ja sie vor mir, die ich so lange vergeblich gesucht und die mir nun doch endlich wiedergegeben war, jetzt war ich am Ziel. Ein unter meinen Füßen knisternder trockener Zweig verrieth mich ihr, sie sah auf und wir standen uns Auge in Auge gegenüber, nur getrennt durch das Stacket und den wilden Wein. Wer zuerst von uns Beiden Worte fand, ich weiß es nicht, ich weiß auch nicht mehr, was wir zusammen gesprochen. Dann wurde Doris vom Hause aus öfters gerufen, es war die Stimme ihres Onkels. Mit allen Zeichen des Schreckens erhob sie sich und beschwor mich, sie unverzüglich zu verlassen, am Abend gegen 6 Uhr solle ich wiederkommen, da dann Niemand außer ihr daheim sei. Schweren Herzens gehorchte ich, in der steten Furcht, die eben Gefundene wieder zu verlieren und nur die Aussicht auf das baldige Wiedersehen konnte mich etwas trösten — noch ein Händedruck durch die dichten Zweige, dann das Rauschen ihres Gewandes und enteilende Schritte — ich war allein.

Traumverloren kehrte ich nach Hause zurück. Die für den Abend angesetzte Soirée sagte ich ab, unter dem Vorgeben, unwohl zu sein. Nachmittags ließ ich mir dann heimlich ein Pferd satteln und machte einen weiten Ritt. Ich mußte allein sein mit meinen Gedanken, die wild auf mich einstürmten und mich erst wieder an die veränderten Verhältnisse gewöhnen. Abends war ich pünktlich zur Stelle, wo Doris schon meiner wartete. Durch ein kleines Gärtchen gab sie mir Einlaß, wir waren ganz allein, da der Onkel zum Abendschoppen bereits zur Stadt gegangen und seine Rückkehr vor einigen Stunden nicht zu erwarten stand. In überwallenden Gefühlen, mit aufjauchzendem Herzen warfen wir uns einander an die Brust und weinten vor lauter Seligkeit. Jetzt durfte ich nach so langer Zeit der Trennung endlich wieder ihrer melodischen Stimme lauschen, durfte ihr in die treuen Rehaugen schauen und ihre kleine weiße Hand drücken. Sie war ganz so geblieben, nur schien sie mir etwas blasser und schmaler im Gesicht. Und dann erzählte sie mir über ihr Ergehen — es war Alles noch schlimmer als ich geahnt, sie hatte nur über Leid zu klagen. Das arme Mädchen wurde durch ihren harten Vormund gänzlich von jeder Gesellschaft abgeschlossen, sie durfte fast niemals das Haus verlassen, in dem sie allerdings nach Belieben schalten und walten konnte. Das ganze Personal hielt zu ihrem Oheim, sie hatte Keinen, dem sie voll vertraute und war ganz allein auf sich angewiesen. Außerdem, und das war für mich furchtbar zu hören, verfolgte sie dieser Elende täglich mit seinen Liebesanträgen, die für sie um so beleidigender sein mußten, als ihre Mutter erst so kurze Zeit weit im Norden unter dem kühlen Rasen zur Ruhe gebettet war.

Wir saßen zusammen in der warmen Sommernacht, als schon längst der Mond aufgegangen und herzten und küßten einander; wer wollte es uns verargen? Sie besaß nun wieder ein Herz, dem sie voll vertrauen konnte und das innigen Antheil an ihrem Ergehen nahm und ich hatte meine Doris glücklich nach langen verzweiflungsvollen Kämpfen an meiner Brust. Sie thaute allmählich ganz auf und wurde schließlich so ausgelassen und heiter, wie ich sie kaum zu Lebzeiten ihrer Mutter je gesehen hatte. Dann fragte sie mich nach dem „Grünblatt" unseres Vielliebchens, das wir so kurz vor unserer unerwarteten Trennung zusammen gegessen hatten. Als ich ihr dasselbe aus meiner Brusttasche holte und sie auch das ihrige aufweisen konnte, da kannte unsere Seligkeit keine Grenzen mehr, — hatten wir doch das süße Bewußtsein, stets einander in Liebe gedacht zu haben. Endlich mußte geschieden sein, sie steckte mir noch ein Büschel ihres Lieblings-Epheus an und gab mir zugleich mit einem leichten Klaps noch einen herzigen Kuß, — am nächsten Tage durfte ich wieder kommen. Nachdem ich aus der nahen Wirthschaft mein dort eingestelltes Pferd geholt, schwang ich mich in meinen Sattel und trabte meinem Heim zu. Unterwegs begegnete mir eine schwarze Gestalt, bei deren Anblick die Galle in mir aufstieg: ich kannte diesen Mann genau. Meine zitternde Rechte tastete nach dem Pistol am Sattel, dann fuhr ich zusammen und wandte kurz entschlossen den Kopf nach der anderen Seite, unsere Stunde war noch nicht gekommen.

In meiner Sommerfrische kam ich jetzt mehr denn je in den Geruch eines Sonderlings. Ich hatte vorgegeben, krank zu sein und mich unter diesem Vorwande von jedem Vergnügen zurückgezogen und dabei war ich stets bei der Tafel zu lustigen Schwänken aufgelegt, sang und jodelte immerfort und war fast nie zu Hause — immer fort mit dem Pferde. Doris war geradezu raffinirt im Ausfindigmachen neuer Rendezvous-Plätze, ohne daß der Onkel auch nur eine Ahnung von meinem Dasein gehabt hätte. Heute trafen wir uns so und soviel Meter über dem Meeresspiegel auf einem hohen Berg, dann im Garten oder auf dem See, oft auch in einem abgelegenen Dorfe.

Mittlerweile nahte sich meine Zeit ihrem Ende zu, in acht Tagen mußte ich an meine Abreise denken. Als ich dies Doris eines Tags schonend mittheilte, war sie außer sich; sie hatte sich gar keine Gedanken darüber gemacht, daß unser Verkehr nicht auf die Dauer so fortbestehen konnte. Gerade an dem Tage, als ich vom Scheiden sprach, war sie aufgeregter wie je, ihr Onkel hatte ihr neue aufdringliche Anträge gemacht und nur auf ihr inständiges Bitten noch eine kurze Frist als Bedenkzeit gestellt. Sie machte mir heftige Vorwürfe, daß ich sie gerade jetzt verlassen wolle, wo sie meines Schutzes so sehr bedürftig sei; sie entwarf die tollkühnsten Fluchtpläne, nur um aus seiner Nähe zu kommen und dachte schließlich in ihrer Hilflosigkeit an's Sterben. Ich suchte ihr Muth zu machen und versprach, noch am nächsten Tag an meine Eltern nach Deutschland zu schreiben und sie um Aufnahme zu bitten; damit beruhigte sie sich etwas. Zu allem Unglück hatte ein Freund von mir, ein Lieutenant aus Lausanne, mir seinen Besuch angezeigt und mich gebeten, ihm bis Vevey Nachmittags entgegen zu reiten. Als ich deswegen Doris zeitiger verlassen mußte, kannte ihre Erregtheit keine Grenzen mehr, sie warf mir Kälte vor und zweifelte an meiner Liebe. Als alle meine Trostworte vergeblich waren, nahm ich von ihr Abschied; es war das erste Mal, daß wir uns ernstlich erzürnt hatten.

Ich sprengte davon und in Vevey traf ich mit meinem liebsten Freunde zusammen. Wir betraten eine Weinstube, erzählten uns bei dem guten Tropfen, wie es uns seither ergangen. Er hatte wenig zu berichten, ich desto mehr. Es war mir eine wahre Erleichterung, jetzt ein Freundesherz zu besitzen, mit dem ich mich ganz aussprechen konnte. Meine Erzählung schien ihn ergriffen zu haben und indem er mit mir auf gutes Gelingen meines Vorhabens kräftig anstieß, versprach er mir, sich persönlich bei meinen Verwandten für mich und Doris zu verwenden. Er machte mir große Hoffnungen und wie ich, legte er unserem kurzen Zank keine Bedeutung bei. „Gieb nur Acht," meinte er, „heute Abend wirst Du noch einen vernünftigen Brief von ihr erhalten." Durch den guten Wein und die frohe Aussicht auf die Zukunft waren wir beide aufgeräumt geworden, mit Schrecken gemahnte uns ein aufziehendes Wetter an den Heimweg. Dies war wohl der tollste Ritt meines Lebens. Der Himmel hatte sich ganz schwarz umzogen und bald ging ein Gewitter mit wolkenbruchartigem Regen über uns nieder, wie man es sich grausiger nicht denken konnte. Grelle Blitze blendeten uns und machten unsere Pferde scheuen, grollende Donner hallten und der See ging hohl und murrend. Wundersam, ich konnte nicht den Blick fortgesetzt auf den See richten, immer glaubte ich aus demselben Doris' bleiches Gesicht hervortauchen zu sehen. Krampfhaft ließ ich mich, trotzdem mir der Athem auszugehen drohte, mit meinem Begleiter in ein Gespräch ein, nur um auf andere Gedanken zu kommen. Endlich nach langen Stunden trafen wir frierend und total durchnäßt zu Haus ein und suchten zunächst unsere Zimmer auf, um uns erst wieder menschlich zu machen. Als wir kaum unsere Toilette beendet, läutete es zum Abendessen, so daß wir mit unserem guten Appetit noch zeitig genug zur Stelle waren.

Die Unterhaltung bei Tisch war äußerst lebhaft, im allgemeinen Stimmengewirr vernahm ich, daß es unten am Genfer See gegen Abend ein Unglück gegeben habe, dem auch ein Menschenleben zum Opfer gefallen sei. Ich achtete nicht weiter darauf,

denn ich hatte ja wichtigere Dinge zu thun, mußte meinen Freund allseitig vorstellen, gute Plätze besorgen, antworten, essen und trinken — immer wieder trinken. Der Lieutenant bei seiner großartigen Unterhaltungsgabe sprühte förmlich von Witz und Sarkasmus, so daß er bald die ganze Gesellschaft allein unterhielt, es gelang ihm auch, mich mit sich fortzureißen und schließlich wetteiferten wir mit einander um den Vorrang. Nach dem Essen wurde, da das Wetter immer noch regnerisch war, Tanz vorgeschlagen und dazu sollten die von mir schon längst gekauften Kotillon-Gegenstände zur endlichen Geltung kommen. Im Laufe des Abends war auch ich wieder ganz der Alte geworden, machte leidenschaftlich meiner Französin den Hof und überbot mich in Liebenswürdigkeiten jeder Art — es schien selbstredend, daß ich wieder den Tanzordner abgab. Alles verlief in größter Heiterkeit und denkbarster Ausgelassenheit und der Sekt floß in Strömen. Wir hatten mehrere Rundtänze bereits hinter uns; es war eben Pause eingetreten zum Ordnen der Française. Ich stand gerade mitten im Saale und übersah die aufgestellten Paare. Indessen benützte der Oberkellner die günstige Gelegenheit und vertheilte die soeben eingetroffene Abendpost. Fast Jeder wurde bedacht und auch ich bekam frohlockend ein Brieschen und zwar von Doris. Erst jetzt ward ich gewahr, wie weit mich der Taumel des heutigen Tanzfestes mit sich fortgerissen hatte. Schnell entschlossen löste ich das Couvert und entfaltete den Brief — ein Strauß Epheublätter fiel zur Erde, Und dann las ich:

Heißgeliebter meines Herzens!

„Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich nicht mehr am Leben. Als Du fortgingst im Unmuth, kam es wie ein Wahn über mich, ich wußte nicht mehr, was thun, da Du mich verlassen. Eben war Onkel zu Hause gekommen, er sah erhitzt aus und seine Augen waren blutunterlaufen, er schien getrunken zu haben. Er rief mich, zögernd kam ich näher. Da stürzte er auf mich zu, preßte mich leidenschaftlich an sich und suchte mich zu küssen. Entsetzt riß ich mich los und enteilte ihm. Nun schreibe ich Dir noch diese Abschiedszeilen. Es ist zuviel, was auf mich einstürmt, ich kann es nicht mehr ertragen und muß meine Qualen selbst enden. Nun stehe ich allein auf der Welt, denn auch Du hast mich ja heute verlassen, das hat mir den Rest meiner Fassung genommen. Wie thöricht war ich damals, als ich Deinen Liebesschwüren nicht vertraute, es wäre Alles anders gekommen, nun muß ich mir es selbst zuschreiben. Damals hätten Deine Eltern sicherlich die arme Waise zu sich genommen, ehe ich noch an diesen Schurken hier gekettet wurde.

Wie ich aus der Welt gehe, weiß ich noch nicht, ich hoffe immer zu Gott, daß er mich den rechten Weg finden läßt und mich bald mit meiner guten Mutter vereinen wird. So lebe denn wohl, mein einzig Geliebter, und laß Dir noch viel tausendmal danken für alles Gute, das Du mir erwiesen und für die treue Liebe, welche Du mir bewahrtest.

Lebe wohl, vergiß nicht Deine Doris, die Dich über Alles liebte und Dir als Scheidegruß einige Epheublätter als einziges Andenken hinterläßt." —

— — — — — — — — — — — — —

Schon nach den ersten Zeilen dieses Briefes zuckte ich zusammen und hielt mir den Kopf. Die ganze Gesellschaft um mich her erschien mir auf einmal so entsetzlich fad und kalt, der Saal begann sich mit seinen vielen Lichtern und geputzten Menschen um mich zu drehen, Lachen und Stimmengewirr scholl mir entgegen. — Ich fuhr auf, man schien auf mich aufmerksam geworden zu sein, jetzt hieß es, die Rolle auszuspielen und Niemand einen Blick in dies blutende, zuckende Herz thun zu lassen. Dann fielen meine Augen noch auf die junge Französin, die Sinne schwanden mir, ich fiel um und schlug schwer zu Boden.

— — — — — — — — — — — — —

Als ich am anderen Morgen wie von einem schweren Traum schweißtriefend erwachte, saß mein Freund an meinem Bett. Mit einem Schlage stand die ganze schreckliche Wirklichkeit wieder vor mir, ich konnte mich auf alles bis zu meiner Ohnmacht genau besinnen. Da ich klare Antworten gab und auch Nachts wenig gefiebert hatte, erlaubte mir der Arzt, aufzustehen. Der Lieutenant übergab mir Doris' Brief, den er sorgfältig aufbewahrt hatte, es wußten also nur wir Beide hier oben um die Unglücksbotschaft. Er hatte Recht in seiner Prophezeiung gehabt, denn gestern Abend noch war Doris' Brief eingetroffen, und das Opfer, welches der See nach dem Tafelgespräch am vergangenen Abend gefordert hatte, war meine Doris gewesen.

Es klopfte, der Kellner brachte die Zeitungen. Mechanisch durchsah ich dieselben, bis meine Augen auf einer kleinen Notiz haften blieben; dieselbe lautete:

„Gestern Abend ertrank in Vevey eine 20jährige Dame auf unerklärliche Weise. Dieselbe, eine junge bildschöne Deutsche, war hier zu Besuch bei Verwandten. Das muthige Mädchen war im Begriff, ein ertrinkendes Kind, das sich beim Spiel zu weit in den See gewagt hatte, zu retten, was dann auch mit Hilfe anderer Personen gelang. Die jugendliche selbstlose Retterin jedoch blieb das Opfer ihrer muthigen That."

Schweigend reichte ich meinem Freunde das Zeitungsblatt. So war denn wenigstens Doris letzter Wunsch noch in Erfüllung gegangen, das Schicksal hatte ihr einen Fingerzeig gegeben, und es war ihr vor ihrem Tode noch vergönnt gewesen, ein gutes Werk zu vollbringen; nun mußte ihr Jeder als muthiger Retterin, die ihre That mit dem Leben bezahlte, ein dankbares Andenken bewahren.

Am Nachmittag machte ich mich mit meinem Freund auf zum Hause der theuren Entschlafenen, die ich unbedingt vor meiner Abreise noch sehen wollte. Es war ein schwerer Gang, aber es mußte sein!

Der Vormund öffnete. Ich hatte immer geglaubt, daß er mich nicht mehr kennen würde, aber gleich beim Eintritt merkte ich an seinem stechenden, lauernden Blick, daß er genau wußte, wer ich war und was ich wollte. Am liebsten hätte ich ihn achtlos bei Seite geschoben und wäre an ihm vorüber gestürzt. Doch mein Begleiter kam mir zuvor und bat in seiner liebenswürdigen bestimmten Weise, daß es uns gestattet sein möge, die Gestorbene, die wir im Leben gekannt, noch einmal zu sehen.

Da lag nun mein Alles vor mir, bereits zur ewigen Ruhe im Sarge aufgebettet. In schlichtem, weißen Kleide so ruhig und zufrieden schlummernd, als ob sie niemals Leid und Unglück gekannt hätte. Es bedurfte meiner ganzen Fassung, um nicht vor sie hinzuknieen und sie anzuflehen, wieder zu erwachen und mit mir weiter zu ziehen in eine glücklichere Zukunft. Aber ich mußte festbleiben, denn mir gegenüber stand der bleiche Mephisto, mich argwöhnisch beobachtend — ahnte er den wahren Zusammenhang?

Als am andern Morgen die sterbliche Hülle der Erde übergeben wurde, waren wir drei Männer die einzigen näheren Leidtragenden. Außerdem füllte den stillen Friedhof eine große Menge Neugieriger, aber auch Trauernder, unter diesen befand sich das gerettete Kind und deren Eltern. Der Pfarrer hielt eine ergreifende Rede und feierte die Dahingeschiedene als Märtyrerin — kein Auge blieb thränenleer und wie die ersten Erdschollen auf den Sarg herabpolterten, da wandelte mich wieder eine leichte Ohnmacht an. Als der traurige Akt erfüllt war und sich alles zum Auseinandergehen anschickte, erschienen auf dem Gottesacker zwei Gensdarmen, bei deren Anblick der Vormund zusammenschrak. Beide schritten auf ihn zu und am Grabe seines Mündels erklärten sie ihn für verhaftet. Darob bemächtigte sich unserer Aller eine große Erregung, die sich noch steigerte, als man hörte, daß er wegen Unterschlagung abgeführt werde.

O wunderbare Schicksalsfügung! Nur noch zwei Tage und Alles wäre anders geworden. Arme Doris, warum mußtest Du so eilen?

Nun war es aus. Am nächsten Tage packten wir unsere Sachen und verließen diese traurige Stätte. Als uns der Eilzug am Genfer See entlang führte, vermochte ich nicht, meinen Blick auf den Zerstörer meines Glücks zu richten; ich versenkte meinen Kopf in die Kissen und weinte — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Jetzt ist auch diese Wunde vernarbt und ohne Groll kann ich meiner Doris gedenken, die mir vom Geschick nicht beschieden war. Das einzige Vermächtniß ist ihr Lieblingsgrün, das Epheu, das mich immer an sie gemahnt und das ich, so lange ich lebe, hochhalten und verehren will.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.